

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

176 (1.8.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 1. August 1925

Maler Karl Rottmann

(1797—1850.)

Von Dr. Otto Viehler.

Von den Heidelberger Malern der Romantik hat keiner eine größere und allgemeinere Bedeutung in der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts erlangt als Karl Rottmann. Während der talentvolle Karl Jöhr das Mannesalter nicht erreicht und Ernst Fries es kaum überschritten hatten, als sie ins Grab sanken, ist Karl Rottmanns Leben bis zur vollen Auswirkung und Reife gelangt. Er hat einmal ein Wort von sich gesprochen, das die ganze Künstlerpersönlichkeit dieses Mannes kennzeichnet: „Und wenn mich König Ludwig zu den Eskimos geschickt hätte, ich würde auch dort der Natur etwas abgewonnen haben.“ Man darf trotz aller Verehrung und Liebe für Rottmanns Werk es wohl aussprechen, daß von den drei Genannten Karl Jöhr das begabteste Talent war. Wie es sich allerdings später entwickelt hätte, das läßt sich leichter vermuten als mit Bestimmtheit voraussagen. Beiden aber ist von früher Jugend an eine große Selbständigkeit und die Ehrfurcht vor der Natur eigen. Eine der ersten Arbeiten Rottmanns — eine farbige Zeichnung — gibt der Schilderung seiner Vaterstadt Heidelberg (Rottmann ist am 11. Januar 1797 in Heidelberg-Sandshubheim geboren). Sie ist zweifellos unter dem Einfluß von G. A. Wallis entstanden, dessen Unterricht der junge Rottmann zusammen mit E. Fries genoss. Was Malerei eigentlich sei, haben die beiden Künstler sicherlich bei Wallis zuerst kennen gelernt. Stellt man Rottmanns in den zwanziger Jahren gemaltes Bild „Abend am Kopaissee“ einem etwa 30 Jahre früher gemalten, jetzt im Kurpfälzischen Museum zu Heidelberg verwahrten ähnlichen Motiv von Wallis gegenüber, so wird einem sofort klar, daß Rottmann weniger der Heidelberger Landschaft als der Auffassung zu verdanken hat, mit der dieser berühmte englische Maler sie wiedergab. (Vgl. Graf v. Daudhoff, G. A. Wallis, Heidelberg. Kunstgesch. Abhandlungen Heidelberg 1924.)

Nicht allzu hoch einschätzen darf man die Wirkung, die Rottmann in den Sälen der Sammlung Voisier vor altbayerischen Meistern erfuhr. Der als Radierer und Porträtist tätige Christian Heller, der Cornelius nahe stand und unserem Künstler die Übersiedelung nach München empfohlen haben dürfte, hat ihm die Bekanntschaft mit Bertram und den beiden Voisieres vermittelt, mit denen er auch später noch, als sie ihre Sammlung nach Stuttgart überführt hatten, in freundschaftlichem Verkehr blieb.

Ernst Fries war seinem Freund Rottmann nach München bereits vorausgeil, um an der dortigen Akademie sich weiterzubilden. Im nächsten Jahr (1822) folgte er ihm dahin. Schon vorher hatte er mit seinem ersten Bild „Burg Elz“ die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Vielleicht sagt man zuviel, wenn man die Behauptung wagt, daß hier Karl Wehens naturalistische Tendenz mit der idealistischen eines Joseph Anton Koch im Kampfe liegt. Die Gebirgslandschaften des letzteren haben unseren jungen Künstler mehr angeprochen, als die Werke der damals in Regenssee und Schliersee malenden Dörner, Dillis, Wagenbauer. Ihre weichen Töne und sanften Linien lagen ihm nicht.

Im Faltboot nach dem Orient

Karl Kopp und Fritz Hartmann, zwei wagemutige Karlsruher Sportsleute, haben es unternommen, in einem selbsterbauten Faltboot die Donau hinunter bis ins Schwarze Meer zu fahren. Verschiedene Umstände zwangen zur Unterbrechung der Reise in Barna. Herr Kopp beabsichtigt, nächstes Jahr die Reise von dort aus nach dem Blauen Nil fortzusetzen. Wir sind in der Lage, unsere Lesern nachstehenden Bericht aus der Fahrt des Herrn Kopp über den vollendeten Teil der Fahrt zu bieten.

Nach Überwindung allerlei Schwierigkeiten konnten wir am 10. März in unserm Segel-Zweiflügel von Ulm abfahren, wo uns die 5er Pioniere bei den letzten Vorbereitungen eifrig geholfen hatten. Leider war es wieder kalt geworden und der Wasserstand sehr niedrig, so daß wir alle Mühe hatten, Kiesbänke und Felsen auszuweichen. Als es Nacht wurde, entdeckten wir, daß Wasser ins Boot eindrang. Rasch ans Ufer, hinausgesprungen und das Boot an Land gezogen. Mitten im verschneiten Wald, bei stöckdunkler Nacht alles steif gefroren! In Peterswörth fanden wir gutem Unterfund und warme Betten. Kälte und Wassermangel zwangen uns zu kurzen Tagesetappen; ohne Unfall erreichten wir Regensburg, wo uns eine zweitägige Rast sehr wohl tat. Dann ging's weiter in herrlicher Gegend, an Straubing und Deggen-dorf vorbei, Passau zu. Kurz vor dieser Stadt entgingen wir mit knapper Not der Gefahr, an den Tauen zwischen einem Digger und einem Schleppahn zu kentern. 10 km hinter Passau war Grenzkontrolle, wir waren in Oster-

Wir wissen, daß Rottmann in seiner ersten Münchener Zeit eine Gebirgslandschaft von Koch kopiert hat. Die Kopie ist leider verschollen, sodaß wir nicht nachprüfen können, inwieweit der Schüler seinem verehrten Lehrer gefolgt ist. Sowie es jedoch sicher, daß dessen Hochgebirgslandschaften seiner damaligen Neigung und Stimmung entgegenkamen und ihn zum Studium der Natur selbst hinführten. Ihn zieht es nach Berchtesgaden, in die Ramsau und nach Salzburg. Man hat Rottmann den Entdecker des Berchtesgadener Landes und seiner landschaftlichen Schönheiten genannt. Mit anderen Augen erfährt er jetzt den Aufbau von Gebirg und Tal, die Wirkung von Licht, Luft und Wolken, denn auf seiner vor 5 Jahren in die Rhein- und Mosel-gegenden mit befreundeten Malern unternommenen Kunstreise. In dieser Landschaft, in dieser Gebirgsnatur findet er für seinen Drang nach Betätigung und für sein stürmendes Herz ein Gegengewicht.

Nun ist es eine der Kunstgeschichte geläufige Tatsache, daß jede Generation die Natur mit anderen Augen ansieht und sie dergestalt wiedergibt. Hatten die Romantiker in ihr ihre eigene Märchenstimmung gefunden oder dies doch in sie hineingelegt, so haben die klassizistischen Nachfolger eines Poussin und Claude Lorrain sich auf die edlen Formen und groß aufgeführten Linien in der Landschaft eingestellt. Rottmann geht über Koch hinaus, er läßt die allzureich figurliche und architektonische Staffage fallen, gibt dessen Dreipflanzsystem auf und mißachtet sein zuweilen hartes Kolorit. Schon jetzt kann man bemerken, daß Rottmanns Landschaftsbild einfacher, großzügiger, ehrsüchtiger und feierlicher Ruhe liegt über dem „Erbte“ hinter dem mächtig und majestätisch das Hochgebirge und die Gletscherfirnen aufragen! Einer seiner Lieblinge muß der hohe Göl gewesen sein, von dem die neue Pinakothek in München die bekannteste und wohl auch bedeutendste Fassung, die Schad-Galerie den „Hohen Göl im Abendglüh“, das Museum der Bildenden Künste zu Leipzig das Bild „Der hohe Göl bei Abendglüh“ besitzt, während das Jöhr-Album in Heidelberg von demselben Gegenstand ein Aquarell und eine Bleistiftskizze enthält. Die bayerischen Alpen und die oberbayerische Landschaft hat in Rottmann, literarisch ausgedrückt, ihren Homer gefunden.

Die Sehnsucht nach dem Himmel Italiens, und ein gültiges Geschick hat unsern Maler das Glück gewährt, das vier Jahrzehnte zuvor Goethe vergönnt war.

Drei bestimmende Faktoren sind es nach der Ansicht eines neueren Kunsthistorikers gewesen, welche Rottmanns Begabung nachhaltig beeinflussten: Das Studium Koch'scher Gemälde, die Alpen und Italien. Die beiden ersten haben wir bereits kennen gelernt. Welchen deutschen Maler hat nicht die Sehnsucht nach dem Süden gepackt, angefangen von Dürer bis zu Hackert, Koch, Maler Müller, ja bis zu Max Klinger und Hans Thoma? Genährt und gestärkt wurde diese Sehnsucht zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch die deutsche Romantik, durch Überetzungen von Dante, Tasso, Ariost. Ernst Fries hatte bereits seine Mappe mit Zeichnungen und Studien italienischer Städte und Landschaften zu fällen begonnen. Koch war, als seine Erwartungen in Wien sich nicht erfüllten, nach Rom zurückgekehrt. Rott-

manns erster italienischer Aufenthalt (1826/28), durch den freundschaftlichen Umgang mit Platen und Kopisch verhöht, war für unseren Künstler die glücklichste Zeit seines Lebens. Kurz vorher hatte er in München eine Verwandte, die Tochter des Schwefinger Hofgardenintendanten Stell, heimgeführt. Im August 1826 schreibt der Jungverheiratete seiner Frau aus Genoa: „Ich möchte nur den Leuten, die so viel gesehen haben, begreiflich machen, daß man noch nicht das Schönste malen kann, wenn man auch alle schönsten Gegenden der Welt gesehen hätte. Ich bedarf für mich so vieles nicht, nur einen Ort, der mir meinen Sinn ausfüllt, wo ich unbefangen sein und nur mir überlassen bleiben kann.“

Zwei Jahre eifriger Arbeit mußten hinreichen, um sich Italiens geistig und künstlerisch zu bemächtigen, sich in die Natur und in die geschichtliche Vergangenheit zu vertiefen, die an kunst- und kulturhistorisch bedeutenden Orten lebendig zu dem Dreißigjährigen sprach. Von der Veroneser Klausur bis zum Ätna auf Sizilien durchquert er diesen Boden, dessen Gestaltung und inneren Aufbau er gleichsam aus sich heraus neu schuf, — so schuf, wie er ihn sah, und wie er ihn später nach seiner reichen Skizzenmappe unter den Arkaden des Münchener Hofgartens in edler Einfachheit und in stiller, erhabener Größe an die Wand zauberte. Mit Goethe wird sich unser Künstler gefolgt haben: „Gewiß, es wäre besser, ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.“

Von dem Schöpfer der Iphigenie und des Tasso wissen wir, wie der Aufenthalt in Italien auf diese reinen und reifen Dichtungen eingewirkt haben, ja wie er in Goethe den Plan zu einer Naufisaa erstehen ließ.

Mit seinem Zeichner Kniep durchstreift er fast 40 Jahre vor Rottmann die Campagna und die Kornkamern Roms, Sizilien, bis dem Dichter am 18. April 1787 zu Palermo das Geständnis in die Feder fließt: „Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele.“

Diese Erkenntnis scheint unserem Maler nicht weniger aufgegangen zu sein als Goethe, denn die Hälfte seiner Arkadenfresken ist Sizilien gewidmet. Wohl hat König Ludwig I. von Bayern, der Rottmann mit der Ausmalung der Arkadenfelder in der dem Künstler damals noch nicht geläufigen al fresco Technik beauftragte, aus dessen Studienmappe nach seiner Rückkehr aus Italien mit ausgewählt, aber wir dürfen doch annehmen, daß der königliche Auftraggeber dem Künstlerwillen etwas freien Spielraum ließ. Seine eigene Guldigung an Italien brachte der König in den Distichen zu den Fresken zum Ausdruck.

Es erübrigt sich, über die leider immer mehr erscheinende Schönheit der Arkadenfresken viel Worte zu machen. — In seinem feinsinnigen Essay über unseren Maler hat A. Bayersdorfer ihre Bedeutung also unrisen: „Er hatte ein Werk geschaffen, das noch auf seine Geschlechter hinaus unerreicht dastehen wird, in welchem sich der strebende Geist seiner Zeit und der neuauftretende Humanismus, der Schöpfer der neuen Geistesrichtung, aussprachen. Nicht nur für die Kunstgeschichte, auch für die Grundlagen unserer modernen Bildung hatte er ein bleibendes Denkmal geschaffen.“

Es ist hier der Ort, einiges über das Rottmannsche Landschaftsbild im allgemeinen zu sagen. Es handelt sich

den mächtigen Gebirgsstock, der Südlichen Karpathen. Hier beginnt wohl unbestritten eine der schönsten Stromlandschaften Europas. Der Faltbootfahrer muß jedoch auf der Hut sein, da ihm Felsenriffe und Untiefen verderblich werden können. Unterhalb Orsova verliert die Strömung an Heftigkeit, das Strombett wird wieder breiter. Die türkische Inselaniedelung Oda-Salch taucht auf und wird von uns besucht. Einst zu Ungarn gehörend, eine blühende Kolonie, jetzt unter rumänischer Herrschaft geknebelt wie Deutschland.

Nun kam die gefährlichste Stelle unserer ganzen Fahrt. Das eiserne Tor. Schon von weitem hören wir das Tosen und Brausen der eingezwängten Wassermassen. Die im Strombett da und dort liegenden Schiffswracks veranschaulichen uns, wie Neptun hier auf seine Opfer lauert. Doch: „Weil wir noch nicht lieben gekunnt, führen wir sicher über Strudels Grund.“ Der Strom trug uns dann behaglich nach Rutschud, Bulgariens bedeutendster Hafenstadt. Hier überraschte uns die Nachricht vom Bombenattentat in Sofia. Über Bulgarien war der Belagerungszustand verhängt. Man ließ uns aber unbehelligt, wir konnten uns ruhig das lebhaft internationale Hafentreiben betrachten. Auf der Höhe von Giurgiu trennte sich mein Begleiter Hartmann von mir. Ich setzte die Reise allein fort und gelangte am Abend in rumänisches Gebiet. Der Paßkontrolle in Futrafan wich ich pfligig aus, indem ich mein Boot hinter einem durchfahrenden Schleppzug verbarg und so ungeschoren bis Silistria kam, wo mir die Leute freundlich begegneten. Nach zwei Tagen war Cernaboda erreicht, freilich manchmal auf Umwegen, da die Donau sich öfters teilt. In dieser Stadt ist die

reich. Es ging jetzt flatter voran, genügender Wasserstand und heiteres Wetter ließen uns bald nach Wien gelangen. Hier galt es, den Bootschaden auszubessern und die Sichtvermerke bis Konstantinopel zu beschaffen. Beides keine leichte Arbeit, aber es gelang, und frohgemut gondelten wir am 5. April weiter, Preßburg entgegen. Auf dieser Strecke überraschte uns ein Sturm, der die Wogen der Donau zu hohen Wellen aufpeitschte, so daß wir landen mußten. In der Grenzstation Theben (Tscheschowakei) war wieder Grenzkontrolle, bald kamen wir nach Preßburg, wo uns ein Landsmann aus Bretten liebevoll aufnahm. Die nächste Nacht beherbergte uns ein Polkboot der ungarischen Marine, anderntags wurde Budapest erreicht und dort Ostern gefeiert. Hier wieder gewaltige Paßschwierigkeiten, denen wir nur Dank der Mithilfe einflussreicher Sportsfreunde Herr wurden. Überhaupt fanden wir überall in Ungarn freundliches Entgegenkommen, in Serbien war's das Gegenteil. In Veydan ist die ungarisch-serbische Grenze; von der Grenzpolizei wurde uns bedeutet, wir möchten uns schleunigst aus ihrem Ländchen verduften. Daher konnten wir Belgrad nicht besichtigen, durften uns auch sonst in Serbien nirgends aufhalten. Es wäre uns übel ergangen, hätten sich die Steuerleute und Matrosen des Mayerischen Lloyd's nicht überall als Helfer erwiesen. Kurz hinter Belgrad gerieten wir auf dem 1,5 bis 2 km breiten Strom abermals in einen bösen Sturm, doch unser Schifflein hielt ihm vermöge der seitlich angebrachten Schwimmkörper prächtig stand. Nur unser treuer Bello wurde über Bord gespült und fand leider den Tod in den Fluten. Bei Vajias erreichte die Donau

den mächtigen Gebirgsstock, der Südlichen Karpathen. Hier beginnt wohl unbestritten eine der schönsten Stromlandschaften Europas. Der Faltbootfahrer muß jedoch auf der Hut sein, da ihm Felsenriffe und Untiefen verderblich werden können. Unterhalb Orsova verliert die Strömung an Heftigkeit, das Strombett wird wieder breiter. Die türkische Inselaniedelung Oda-Salch taucht auf und wird von uns besucht. Einst zu Ungarn gehörend, eine blühende Kolonie, jetzt unter rumänischer Herrschaft geknebelt wie Deutschland.

Nun kam die gefährlichste Stelle unserer ganzen Fahrt. Das eiserne Tor. Schon von weitem hören wir das Tosen und Brausen der eingezwängten Wassermassen. Die im Strombett da und dort liegenden Schiffswracks veranschaulichen uns, wie Neptun hier auf seine Opfer lauert. Doch: „Weil wir noch nicht lieben gekunnt, führen wir sicher über Strudels Grund.“ Der Strom trug uns dann behaglich nach Rutschud, Bulgariens bedeutendster Hafenstadt. Hier überraschte uns die Nachricht vom Bombenattentat in Sofia. Über Bulgarien war der Belagerungszustand verhängt. Man ließ uns aber unbehelligt, wir konnten uns ruhig das lebhaft internationale Hafentreiben betrachten. Auf der Höhe von Giurgiu trennte sich mein Begleiter Hartmann von mir. Ich setzte die Reise allein fort und gelangte am Abend in rumänisches Gebiet. Der Paßkontrolle in Futrafan wich ich pfligig aus, indem ich mein Boot hinter einem durchfahrenden Schleppzug verbarg und so ungeschoren bis Silistria kam, wo mir die Leute freundlich begegneten. Nach zwei Tagen war Cernaboda erreicht, freilich manchmal auf Umwegen, da die Donau sich öfters teilt. In dieser Stadt ist die

hierbei weniger darum, zu untersuchen, ob wir es bei Rottmann mit der historischen oder der heroischen Landschaftsmalerei zu tun haben. Streng genommen ist sie keines von beiden, wenigstens Anklänge an beide in dem italienischen wie in dem griechischen Styl seiner Landschaften vorhanden sind. Es ist kein unbestrittenes Verdienst, daß er die damals in Italien vorherrschende Vedutenmalerei überwunden hat.

Es mag dahingestellt bleiben, ob man von einer sittlichen Illusion im Sinne Philipps Goeters bei Rottmann reden darf. Der Rottmannschen Auffassung kommen wir näher, wenn wir bei Goethes Freund lesen: „Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viel Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. — Er muß vieles weglassen, um die wahre Illusion hervorzuheben, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Stil, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, umso mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.“ Den Silberton wird man nur in Rottmannschen Landschaften weniger finden dürfen, umso mehr aber die Vereinfachung, die straffe, geschlossene Zusammenfassung, das Hervorheben großzügiger, meist kahler Erdformen, die ruhige, oft gleichmäßige Lichtverteilung, ein dem Auge wohlthuendes einheitliches Gefüge von edlen Linien, die einen feierlichen Wohlklang in die Gesamtwirkung des Landschaftsbildes hineinbringen.

Sehr anschaulich und klar hat dieses J. Gramm durch eine Vergleichung von Rottmanns Remise-Entwurf zu einer der Hofgartenfresken mit der naturgetreuen, photographischen Wiedergabe der Ortlichkeit nachgewiesen. Er kommt zu dem Ergebnis: Die Motive erscheinen im Fresko konzentrierter, geschlossener, einheitlicher. Alles Wesentliche für den Eindruck kommt zu Wort, alle Zusammenhangs sind bis ins Kleinste geklärt, alles neben-sächliche weimerk wurde ausgeschieden. Er gebietet innerhalb gewisser Grenzen frei über den Raum.

Daher dürfte es müßig sein, die Frage aufzuwerfen, ob man in Rottmanns Gemälden klassischer Gesilde in den Münchener Arkaden den notwendigen Ausdruck eines heroischen Naturgefühls oder mit Wilhelm Waegold nur Versuchungen will, dieses zu erwecken, indem man zur Form der Ausdruckslandschaft zurückkehrt. Doch darf hier festgestellt werden, daß Rottmann, von dem man keine einzige Pflanzenstudie kennt, wie solche sich fast in jedem der Kochschen Skizzenbücher und auch in den italienischen Studien von Ernst Fries finden, aus der Not eine Tugend machte, nur das Große, Einfache, Monumentale zur Darstellung brachte, und kleinen Einzelheiten aus dem Wege ging, weil ihm die genaue Wiedergabe des Details Miße machte. Gerade dadurch war es ihm möglich, den Charakter einer Landschaft mit sicherem Griff und erstaunlicher Bestimmtheit wiederzugeben.

Rottmann war kaum mit der Ausmalung der einen Arkadenseite fertig geworden, als König Ludwig mit dem neuen Auftrag an ihn herantrat, die andere der Residenz zugekehrte Seite mit Landschaftsdarstellungen bedenklicher Orte Griechenlands zu schmücken. Auf dessen Wunsch besuchte er, von dem Architekten Ludwig Lange begleitet, in den Jahren 1835 bis 1837 die von dem König schon von vornherein bestimmten Ortlichkeiten und weilte auf dem von einer großen Kultur geheiligten und von dem griechischen Freiheitskampf wieder geweihten Boden Griechenlands. Bei dem nach seiner Rückkehr in Angriff genommenen Bildern kam Rottmann vor der Freskentechnik ab. Sie wurden auf besonderen Tafeln in Öl gemalt und kamen später in einem eigens für sie erstellten Saal der Neuen Pinakothek zur Aufstellung. Leider kamen nur 23 Landschaften zur Ausführung, und in diesen ließ die Vorliebe für grelle Töne und koloristische Effekte das in den Arkadenfresken zum Ausdruck kommende Formeninteresse zurücktreten. Den

noch verlangnet sich die großartige Auffassung des Künstlers auch hier nicht. Es sei nur an jene einprägsame Darstellung des Schlachtfeldes von Marathon erinnert, über dessen einsame, weite Fläche atemlos ein reiterloses Ross dahinfliehet.

Die Vollendung seines Jyklus griechischer Landschaften sollte Rottmann nicht erleben. Als der Tod dem gefeierten Meister der modernen Landschaftsmalerei den Pinsel am 6. Juli 1850 aus der Hand nahm, stand sein Ruf und Ruhm weithin fest begründet.

Die Liebe stirbt aus? . . .

Von Wilhelm Lichtenberg

Man lächle nicht über meine Entdeckung! — Sie ist zum Mindesten so ernst zu nehmen, wie die Behauptung jenes anderen Gelehrten, daß in 7524 133 Jahren die Kraft der Mutter Sonne erlöschen sein wird, und daß man dann das, was wir heutzutage Tageslicht nennen, überhaupt nicht mehr kennen wird. . . . Man wird sich eben mit Surrogaten behelfen müssen.

Schon. — Ich behaupte natürlich auch nicht, daß derjenige Zustand, den man heutzutage mit dem Sammelnamen „Liebe“ bezeichnet, von heute auf morgen verschwinden wird. Ich habe aber ausgerechnet, daß es in 4589 156 Jahren keine Liebe mehr geben wird. Denn — man glaube mir nur! — sie stirbt aus. Die ersten, wissenschaftlich ganz untrüglichen Anzeichen hierfür sind bereits vorhanden.

Man mecht es nur nicht, weil sich ein solcher Prozeß ja niemals mit Rapidität, sondern immer nur mit der im gesamten Kosmos begründeten Progressivität vollzieht.

Sicher ist, daß man das, was man vor etwa zwanzig Jahren noch als Liebe bezeichnete, heute fast überhaupt nicht mehr antreffen kann. Sagen wir zum Beispiel, die Liebe auf den ersten Blick. . . . So was muß es doch einmal gegeben haben, denn Wücher und Sagen sprechen dafür. Rekonstruieren wir! Wie mag sich so etwas abgespielt haben? . . . Ein Jüngling sieht ein Mädchen über den Straßentain hüpfen. Einen Augenblick nur. Und schon steht es in ihm fest: „Die oder keine! . . .“

Nun, das gibt es heutzutage nicht mehr. — Das Verleihen ist in unsern Tagen ein überaus langwieriger und unständlicher Prozeß. Seien wir ehrlich, so von selbst — gleichsam auf den ersten Blick — geht das überhaupt nicht mehr. Dazu bedarf es schon eines kräftigen Anstoßes von außen oder von innen. Jedenfalls weiß man heute, warum man sich eigentlich verliebt. So eben, wie man weiß, warum uns die Sonne nicht gibt. Vor längerer Zeit hat man ja das auch noch nicht gewußt. Es ist leider so: Wie man erst weiß, was hinter einer Sache steckt, ist sie auch schon im Aussterben begriffen. Seitdem man zum Beispiel aus allen Buchhändler-schauenfern sehen kann, daß es ein Abendland gibt — ist es auch schon im Untergang begriffen. Es ist traurig — aber es ist so. Leider.

Man beachte nur den Krampf, der angewendet wird, um der Welt auch noch weiterhin die Illusion der vorhandenen Liebe zu vermitteln. Kann man sich etwa vorstellen, daß Romeo ein Inserat folgenden Inhalts in die Zeitung gegeben hätte: „Junger Italiener aus gutem Hause sucht die eheliche Bekanntschaft einer jungen Dame, nicht über Vierzehn, in völlig geklärten Familienverhältnissen. . . .“ Unbenutzbar. — Man sehe sich aber nur den Inseratenteil einer Zeitung von heute an! Wasserhaft suchen sie sich, die gegenseitigen Geschlechter. Warum? Weil ihnen die Fähigkeit, sich ohne Chiffrenbriefe zu finden, abhanden gekommen ist. Man kämpft noch verzweifelt, man will es sich nicht eingestehen. Aber hier haben wir die Symptome, daß die Liebe ausstirbt. Wenn's gut geht — noch 4589 156 Jahre. Dann weiß ich nicht, wie's weitergehen soll!

Man vergleiche nur unsere Ehescheidungsstatistiken mit denen früherer Epochen! Aus alter Gewohnheit haben diese Leute noch aus Liebe geheiratet, man hat sie in den Tagen von

Philemon und Baucis, Hero und Leandro, Romeo und Julia geschworen. Sie waren also ganz falsch eingestellt. Nachher stellte sich der Bankrott ihrer falschen Einstellung ein. Sie wußten ja nicht, die Armen, daß die Liebe im Aussterben begriffen ist. Aber auch mit den Naturgelehrten ist es nicht anders, als mit den bürgerlichen: Unkenntnis schützt nicht vor Strafe.

Man lese nur einmal die Selbstmordchronik der Zeitungen. Aus welchen Motiven bringen sich die Leute um? Aus Not, aus Wohnungslosigkeit, wegen unheilbarer Krankheiten. Weil es das wirklich gibt. Weil das leider noch nicht im Aussterben begriffen ist. Liebt man etwa, daß sich heutzutage noch ein Mensch aus unglücklicher Liebe entleibt? Nein, Ebenjowenig, wie sich noch jemand von einer Droschke überfahren läßt. Etwas, das im Aussterben begriffen ist, erzeugt keine tragischen Konflikte mehr. Werher konnte für Liebe sterben. Bobby nicht mehr für Trixi. Gefährlich ist immer nur das, was den Menschen überrumpelt, worer er den Kopf verliert und nicht mehr ausweichen kann. Früher einmal war's die Liebe. Heute ist es das Auto. O, ich sehe eine Zeit kommen, wo sich kein Mensch mehr von einem Auto überfahren läßt.

Die Liebe stirbt aus. Oder wenigstens das, was man bisher unter Liebe verstand. Trotzdem will ich die Menschheit nicht in Verzweiflung bringen. Es wird schon wieder kommen, was die Liebe in irgend einer Form ersetzt. Ich glaube ja auch nicht daran, daß es in 7524 133 Jahren überhaupt kein Licht mehr geben wird. Ist es nicht die Sonne, wird's eine andere sein. Ebenso werden wir in 4589 156 Jahren etwas haben, was die Liebe vollständig ersetzt wird. Wahrscheinlich, daß die Technik bis dahin schon so weit vorgeschritten sein wird, um uns beizuspringen.

Bis dahin ist's freilich noch einige Zeit.

Man nütze sie!

Der Schwefel in der Ernährung

Die Hauptbestandteile unserer Nahrungsmittel sind bekanntlich Eiweiß, Fett und Zuckerstoffe. Allmählich hat sich aber die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß in unserer Ernährung außer den drei genannten noch andere Stoffe eine wichtige, ja unentbehrliche Rolle spielen. Es sind dies die Mineralien Kalzium, Eisen, Phosphor, Silizium, Natrium, Kaliumsalze und dergl. mehr. Weiterhin hat man gefunden, daß zu einer ausreichenden normalen Ernährung noch andere — chemisch bisher nicht ergründete — Stoffe in kleinsten Mengen gehören, deren Fehlen zu schwersten Krankheitserscheinungen Anlaß geben kann. Diese letztgenannten „Lebenswichtigen“ Stoffe bezeichnet man als Vitamine. (Vita — das Leben.)

Nun — mangelhafte Zufuhr von Salzen der oben genannten Art bildet gleichfalls die Ursache verschiedener wohldefinierter Krankheitsbilder. Fehlt Eisen, so ist Mangelkrankheit (Anämie) die Folge; ungenügende Zufuhr von Phosphor rufft Rachitis (englische Krankheit) hervor. Mangel an Kalzium erzeugt erhöhte Knochenbrüchigkeit, Knochenschwund (Silizium) mangel macht den Körper für Tuberkulose empfänglicher; auf ungenügenden Jodgehalt der Nahrung beruht Kropfbildung.

Aber ebenso bedeutsam für die Erhaltung des Körpers sind nach den neuesten Mitteilungen von Dr. Grumme, Föhre, Schwefelverbindungen, die wohl bisher allzusehr im Hintergrund standen, obwohl sie sich in allen Eiweißstoffen vorfinden. Der Körper enthält z. B. wesentlich mehr Schwefel als Eisen, und in der Nahrung, besonders in der tierischen (Fleisch, Fisch, Käse, Eier), kommt der Schwefel stets in verhältnismäßig großer Menge vor. Nun wird aber bei der Zubereitung der Nahrung der Schwefel, vielen Nahrungsmitteln der Schwefel entzogen, so daß die Nahrung zahlreicher Kulturmenschen zu wenig Schwefel enthält, und infolge der Schwefelunterernährung wird der Organismus geschwächt und empfänglich für Krankheiten und Stoffwechsellstörungen. Daher wird von ärztlicher Seite zu der gemischten Kost ein Zusatz von Schwefel empfohlen.

Die Ausführungen Dr. Grummens gipfeln nun in der Annahme, daß auch das Krebsleiden irgendwie mit der Schwefelarmut des Körpers in Zusammenhang stünde, zum mindesten würde die Empfänglichkeit (Disposition) für Krebsgeschwülste bei Schwefelunterernährten Menschen gesteigert.

Wie weit nun diese Behauptungen der Tatsachen entspricht, bleibt weiteren Forschungen vorbehalten. Jedenfalls ist es von Dr. Grumme höchst verdienstvoll, auf den so lange unbeschäftigten Schwefel und seine Bedeutung für den normalen und krankhaften Stoffwechsel hingewiesen zu haben.

Medicus.

riefige Eisenbahnbrücke berühmt, die zweitgrößte Brücke der Welt. Bei Elisiria beginnen die sogenannten Sumpfinselfen, gesundheitsgefährliche Gebiete, wo die Einnahme von Chinin ratsam ist. Wieder zwei Tage und ich landete in Braila, wo ein österreichischer angelegener Schiffsbauer äußerst gut für mich sorgte. Auch der Primar kam zu mir und brachte mir 1000 Lei (1000 Goldmark wären mir freilich lieber gewesen). In Begleitung meines Gastgebers fuhr ich nun gefahrt weiter nach Galatz. Hier traf ich mit dem Bruder des berühmten Falkbootfahrers Schott zusammen, der mir bereitwilligst mit Rat und Tat zur Seite stand und mir die besten Wünsche für die Weiterfahrt mit auf den Weg gab. Diese führte über Iaccea, Neni und Tulcea, den St. Georgs-Kanal hindurch nach Sulina am Schwarzen Meer. Am 18. Mai trat ich dann das schwerste Stück der Reise an: Ins Schwarze Meer hinaus südwärts dem Bosphorus entgegen. Mit einem Falkboot ist es durchaus keine Kleinigkeit, durch die Brandung zu fahren, ist man hindurch, wird bei ruhigem Seegang die Sache schon gemüßlicher. Schlechtes Wetter erschwerte mein Vorwärtkommen beträchtlich, erst nach zwei Tagen harter Arbeit erreichte ich Constanza, eine prächtige Hafenstadt und nach abermals vier Tagen Valschid. Von da bis Barua hoffte ich in acht Stunden zu rudern. Kurz vor der bulgarischen Grenze setzte aber ein Sturm ein und zwang mich, ans Land zu gehen. Dabei rannte sich die Boots Spitze im Sande fest; zum Glück kamen bald zwei rumänische Soldaten, die mir halfen, das Boot frei zu machen und zu einer Stelle zu tragen, wo ich es wieder

einsetzen konnte. Wenige Kilometer weiter landete ich bei einer bulgarischen Station. Der Wachthabende gab mir einen seiner Soldaten mit, der sich sehr darüber freute, mit einem deutschen Sportsmann rudern zu dürfen.

In Barua angelangt, fand ich daselbst überaus freundliche Aufnahme bei der Flotte. Die königliche Yacht stand mir während meines Aufenthalts als Wohnung zur Verfügung, und die Offiziere wetteiferten, sich mir gefällig zu erweisen. Eines vermochten sie allerdings nicht: Mir Material zu verschaffen, um das Boot, das durch die lange beschwerliche Reise ziemlich gelitten hatte, wieder leistungsfähig zu machen. Dieser Umstand, sowie die Unmöglichkeit, weder in Sulina noch in Barua, einen neuen Reisegefährten zu finden, brachten mich zu dem Entschluß, hier die Fahrt abzubrechen und heimzulehren. Sobald es mir gelungen sein wird, ein neues Boot „auf die Reine“ zu bringen und die Ausrüstung beisammen ist, geht es wieder nach Varna, um von dort aus das mir gesteckte Ziel, der Plane Nil, zu erreichen.

Die wenigsten Deutschen verstehen ihre Sprache. Diese Behauptung wird bestritten; aber wer ist sich über Wendungen des täglichen Sprachgebrauchs klar wie etwa: „Den Nagel auf den Kopf treffen“ oder „Sich etwas hinter die Ohren schreiben“? Wer kennt die Bedeutung und den Ursprung von Redensarten wie: „Wie Geschrei und wenig Bolle“, „Auf den Feim gehen“ oder „Das paßt wie die Faust aufs Auge“? Ein zuverlässiger Führer auf den vielfach verwickelten Pfaden der deutschen Sprache sind „Die sprachwissenschaftlichen Redensarten im deutschen Volksmund, nach Sinn und Ursprung erläutert“ (Wroclaw, Leipzig, Göschen R. 1250), von

Worchardt-Bustmann“ kurz der Worchardt-Bustmann genannt. Der „Worchardt-Bustmann“ ist ein gleich treuer Berater wie der allbekannte Büchmann. Seine vorliegende 6. Auflage ist von Dr. Georg Schoppe, Breslau, bearbeitet. Das Buch hat in seiner neuen Ausgabe ein prächtiges Gewand erhalten, das von Erich Gruners Meisterhand stammt; zudem sind dem Wert zur Erhöhung der Anschaulichkeit vorzügliche Nachbildungen von Gemälden und Holzschritten alter und neuerer Meister beigegeben. Der Worchardt-Bustmann führt durch die Selteneren der sprachwissenschaftlichen Redensarten gleichzeitig in die Kulturgeschichte ein und bietet jedem Gebildeten Belehrung und Genuß. Daneben gibt er dem Lehrer der deutschen wie der fremden Sprache durch seine Hinweise und Vergleiche mit den lateinischen, französischen und englischen Redensarten ein nie verdagendes Hilfsmittel für den Unterricht in die Hand. Man eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit des Inhaltes zu geben, seien einige der sachlich und sprachlich erklärten Redensarten herausgegriffen. So ist mit der Wendung „Einen über die Klinge springen lassen“ nicht etwa gemeint, einen Mann über die Klinge springen lassen, sondern einen Kopf. Die Redensart stammt aus der alten Krieger Sprache, die voll rauhen Humors war. Daß der Kopf über die ihn vom stumpfe trennende Klinge springt, ist anschaulich, wenn es auch auf einem grausamen Mißbrauch, „zu Raaren treiben“ müßte eigentlich heißen: zur Warr, d. h. Futtertrippe treiben; das entlohene Stüd Vieh wird zur Futtertrippe, in den Stall zurückgeführt. Die Redensart „Jemand etwas anhängen“ ist von dem Fettel hergenommen, der den am Branger stehenden Verbrechern anhängelt wurde und die Ursache ihrer Bestrafung kundgab. Ohne weiteres leuchtet ein, wie wichtig es ist, die Summe der vorhandenen Redensarten zu verringern und die Beherrschung des Sprachstoffes zu erweitern. Mit dem Verständnis für die Mutter Sprache wächst auch die Liebe zu ihr wie zur Heimat. Diesen Zweck wird das gebaltvolle Werk in seinem neuen Gehalt gewiß aufs Beste erreichen.